

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Theinert, A.: Ein wertvoller Überrockler

urn:nbn:de:bsz:31-62042

„Siegfried — Siegfried — das Glück!“ jubelte sie schon von weitem mit vor Freude gerötetem Gesicht.

Er starrte sie wie eine Wahnsinnige an. „Was meinst du?“

„Ja — weißt du es denn noch nicht? 1347! Muthard hat mir einen Boten herausgeschickt. Das Los, das ich ihm bei seinem letzten Hiersein, als du einen Augenblick hinausgingst, heimlich abkaufte, hat gewonnen, wie viel, das rätst du gar nicht, — fünftausend Mark!“

„Himmel Donnerwetter!“ . . . Ein Blitzstrahl der Freude leuchtete über sein Gesicht. — „Also doch!“

„Hast du ihn denn nicht gesprochen? Hat er dir nichts gesagt?“

„Daß, daß — 1346, — das Los, das er mir verkaufte —“

„Wie — du hattest auch eins?“

„Eine Niete — o dieser Schalk, — er wußte alles, seine Frau hatte recht, er wollte nur seine Wette gewinnen.“ Und hastig berichtete er Babette alles, was ihm in der Stadt widerfahren war.

„Das hätte eine schöne Strafpredigt gegeben,“



Siegfried Schöle aber ließ mit lautem Knall den ersten Champagnerpfropfen springen.

lächelte die Frau. „Aber jetzt bin ich zu glücklich dazu. Du — oder ich, wenn nur das Geld ins Haus kommt, das ist ja —“

Ihre Worte erklangen in einem furchtbaren Lärm. Die Kinder, die plötzlich die glückliche Wendung begriffen, ließen sich nicht mehr halten. Sie stimmten ein ohrenbetäubendes Triumphkonzert auf ihren Instrumenten an.

„Aber da kommt er ja selbst,“ rief Frau Babette mühsam durch die höllische Musik.

Der Gemeindefreiber wandte sich um. „Muthard — wahrhaftig! Du böser — guter Engel! — Was bringst du denn da?“

„Einen Korb Champagner, auf deine Rechnung. Du bist doch einverstanden, daß ich mich dazu einlade?“

„Gleich soll er geleert werden! Das heißt, wenn Frau Babette nichts dagegen hat.“

„Diesmal trinke ich selber mit. Also hast du deine Wette verloren?“

„Das will ich meinen,“ lachte der Kaufmann, „Sie hätten ihn sehen sollen, Frau Schöle.“

Mit dem Ehepaar und den Kindern ins Haus tretend, erzählte er den ganzen Vorgang in der Stadt. —

„Ja — ja — das Herz ist ihm ganz in die Hosens gefallen und aus seiner Nilpferdhaut ist er völlig herausgefahren. Sie wissen noch nicht, wie der Zufall mich begünstigte. Im Marktgedränge ging ich hinter ihm, ohne daß er oder die Kinder mich bemerkten. Da sah ich, wie er mit dem Schnupstuch seinen Beutel herauszog. Ich hob ihn einstuweilen auf. Hier ist er!“

„Auch die zwölf Mark noch wieder! Das Glück ist ja grenzenlos! Aber du bist ein niederträchtiger Schalk! Glaubtest wohl deine Wette schon gewonnen, weil ich das Geld verloren?“

„Nicht so ganz. Ich kannte dich ja. Es mußte noch schlimmer kommen. Erst der glückliche Zufall mit den zwei Losen ließ mich triumphieren.“

Alles lachte. Siegfried Schöle aber ließ mit lautem Knall den ersten Champagnerpfropfen springen.

„Wenn man soviel dabei gewinnt, verliere ich gern eine Wette,“ jubelte er und schenkte mit glückstrahlendem Gesichte die Gläser voll.

Ein wertvoller Überrock.

Von A. Theinert.

Die Telephonglocke läutete.

Fritz Marner, der Werkmeister, legte die Feile weg, ging zum Sprechkasten, drehte die Kurbel und hielt den Schalltrichter ans Ohr.

„Wer ist dort?“ wurde gefragt.

„Marner!“

„Kommen Sie ins Privatbureau herüber!“

Marner streifte die Hemdärmel herunter, zog den Rock an und machte sich auf den Weg zum Fabrikherrn. Er hatte dessen Ruf schon seit einer Stunde erwartet.

„Sie können sich's denken, warum ich Sie sprechen will?“ begann Herr Ewald, Chef der Firma Adolf Ewald u. Co., ostschweizerische Eisenwerke.

Fritz Marner antwortete nur durch ein steifes Kopfnicken.

„Gut! dann will ich mich kurz fassen: Ich verlange und erwarte, daß Sie Laura heute noch fortschicken.“

„Das kann ich nicht!“ erklärte der Werkmeister.

„So, das können Sie nicht?“ Der Fabrikant runzelte die Stirn.

„Nein, Herr Ewald, das kann ich nicht!“ beharrte der andere.

„Was soll das heißen? Wissen Sie auch, was Sie tun? — Muß ich Ihnen die Verhältnisse erst nochmal auseinandersetzen? — Laura ist die Tochter meines einzigen Bruders Otto. Als der und seine

Frau vor fünfzehn Jahren in Bahia plötzlich vom gelben Fieber hingerafft wurden, reiste ich sofort nach Brasilien. Die Liquidation von Ottos Geschäft ergab einen erheblichen Passivsaldo. Den habe ich gedeckt, das verwaiste, bettelarme Kind mit mir in die Schweiz genommen und seither gehalten, wie wenn's meineigenes wäre. Lauras wegen bin ich ledig geblieben, ich wollte ihr keine Stiefmutter geben. Das gibt mir doch wohl die Berechtigung zu erwarten, daß sie meinen Wünschen Rechnung trägt. Max Nieter, den Sohn der Schwester von Ottos Frau, habe ich zu meinem Kompagnon gemacht, in der Hoffnung, daß er, der ja auch eine Waise ist, und Laura Gefallen aneinander finden würden. Mein Wunsch war's schon längst, die beiden, meine einzigen noch lebenden Verwandten, vereint zu sehen, und als sie sich verlobten, da meinte ich, das Ziel erreicht zu haben. An Lauras nächstem Geburtsage soll die Hochzeit gefeiert werden, alle Vorbereitungen sind getroffen, und da auf einmal will das Mädel zurücktreten, will die Verlobung lösen wegen dieses Malers. Sie habe Max gern, erklärt sie, aber nur wie einen Bruder, darüber sei sie sich erst klar geworden, seit sie Herrn Hasler kennen gelernt. Dem habe sie ihr Herz geschenkt, von dem könne und werde sie nie lassen, dessen Frau wolle sie werden mit oder ohne meinen Segen. — Überspanntheiten! — Beharrt sie darauf, dann ziehe ich meine Hand von ihr ab, dann bekommt sie von mir, so lange ich lebe, keinen Centime mehr, und wenn ich sterbe, erbt sie nur das, was ich ihr gesetzlich nicht vorenthalten kann. Es dürften sich wohl auch noch Mittel und Wege finden lassen, sie gänzlich zu enterben. — Was ist denn dieser Hasler? ein armer Farbentleerer, der bisher mit seinen Bildern weder großen Ruhm noch Geld genug verdient hat, einen anständigen Haushalt zu gründen. Rechnet natürlich auf mich, aber die Rechnung dürfte nicht stimmen. — Daß Sie, Marner, der Schrulle des Mädels Vorschub leisten, ist mir unbegreiflich. Haben Sie die Zeit vergessen, da wir beide als junge Burschen von meinem Vater eingestellt wurden und an der gleichen Werkbank arbeiteten nebeneinander? Ich bin dann der Herr geworden auch für Sie, aber die Erinnerung an unsere sorglosen, fröhlichen Lehrjahre ist nicht gestrichen aus meinem Gedächtnis, das wissen Sie, Fritz. — Schicken Sie meine Nichte fort; sie muß heimkommen, muß sich den Unsinn ausreden lassen, so lange noch Zeit dazu ist. In knapp vier Wochen wird sie volljährig, will sie sich dann partout dem Maler an den Hals werfen, so kann ich's gesetzlich nicht verhindern. — Ich bin leider immer zu nachsichtig gewesen, auch meinen Arbeitern gegenüber. — Oder haben Sie mich je als streng und hartherzig kennen gelernt, Marner?"

„Nein, Herr Ewald, das habe ich nicht; nie bis heute.“

„Gut, Marner. Und wenn ich's heute bin, dann bin ich's nur zu Lauras Bestem. Sehen Sie das nicht ein?"

„Herr Ewald, ich habe Fräulein Laura gekannt

von Kindheit an, habe sie manch liebes Mal auf meinen Knien geschautelt, wenn sie hierher in die Fabrik gekommen ist, ihren guten Onkel Adolf zu besuchen. Auch nachdem sie eine erwachsene Dame geworden, hat sie meiner Frau und mir die alte Anhänglichkeit bewahrt, hat uns oft besucht und Freundlichkeiten erwiesen. Wenn sie den Herrn Hasler über alles lieb hat, so ist das, denke ich, ihre Sache, darüber zu urteilen, steht mir nicht zu.



„Nein, Herr Ewald, das kann ich nicht,“ beharrte der andere.

Ich halte mich nur an eins: Fräulein Laura ist gestern Abend in unser Häuschen gekommen und hat mich und meine Frau unter Tränen gebeten, sie aufzunehmen. Sie, Herr Ewald, hätten ihr im Jörn die Türe gewiesen, und zu vornehmen Bekannten gehe sie nicht, dazu sei sie zu stolz. Sie hat mir vertraut, und da soll sie sich nicht getäuscht haben. So lange sie bei uns bleiben will, so lange ist sie uns ein lieber Gast.“

„So, Marner, ich habe Sie ausreden lassen, jetzt hören auch Sie mein letztes Wort: Ich bin herzleidend, ich kann plötzlich sterben und ich habe mein Testament gemacht. In diesem Testament ist für Sie ein Legat eingetragen von zehntausend Franken in Erinnerung alter Zeiten und in Anerkennung langer, treuer Dienste. Wenn Sie aber meinen Willen nicht respektieren, wenn Sie meiner Nichte auch nur noch in der kommenden Nacht Obdach in Ihrem Hause gewähren, dann erachte ich mich zu keiner Anerkennung mehr verpflichtet und streiche das Legat — und,“ als er sah, daß der Werkmeister die Achseln zuckte, „und von Morgen an, brauchen Sie nicht mehr in die Fabrik zu kommen. Ich werde unserm Kassierer Auftrag geben, Ihnen einen Vierteljahrslohn auszusahlen, nachher sind wir geschiedene Leute.“

Das hatte der Werkmeister nicht erwartet, das traf ihn hart. Die Fabrik nicht mehr betreten, in

der er als Knabe, Jüngling und Mann fleißig und freudig gearbeitet? Der Werkstatt, mit der sein ganzes Wesen eng verwachsen war, für immer den Rücken kehren? Aber nur einen Moment schwankte er, dann blickte er dem Fabrikherrn fest ins Auge, drehte sich kurz auf dem Absatz herum und verließ ohne ein Wort der Erwiderung das Bureau.

Im Arbeitsaal las er das ihm gehörende Werkzeug zusammen und wickelte es in seinen Lederschurz. Verwundert schauten die Arbeiter ihm zu.

„Was ist los, Fritz?“ fragte einer der ältern.

„Hat's 'nen Rabau gegeben mit dem Sigerl?“

Diese Bezeichnung galt dem Junior-Kompagnon, der sich bei den Leuten keiner besondern Beliebtheit erfreute.

Stumm langte Marner den Hut vom Nagel und schritt dem Ausgange zu. Auf der Schwelle wandte er den Kopf. „Lebt wohl, Jungens, ich komme nicht wieder!“ rief er. „Ich bin entlassen!“ und ohne den dieser Ankündigung folgenden Ausbruch allgemeiner Bewunderung und Entrüstung abzuwarten, schloß er die Türe hinter sich.

Um auf die Straße zu gelangen, mußte er beim Bureau vorbei. Dort stand im Türrahmen Herr Ewald und hinter ihm mit finstrem Gesicht Mar Nieter.

„Fritz,“ redete der alte Herr den Werkmeister an, „glauben Sie nicht, daß dieser Troß Sie noch bitter reuen wird? Sie tun ja sich selber und meiner



„Lebt wohl, Jungens, ich komme nicht wieder!“ rief er.

Nichte nur Schaden. Schicken Sie Laura fort, und alles kommt wieder ins rechte Gleise; geben Sie ihr noch länger Unterschlupf, und —“

„Unterschlupf! Herr Ewald,“ fiel Marner dem andern schroff ins Wort. „Ich gebe niemandem Unterschlupf! Fräulein Laura soll hören, was Sie mir gesagt haben, dann mag sie tun oder lassen,

was sie will. — Nur über das Legat, das ich hätte bekommen sollen, schweige ich; 's könnte ja aussehen, wie wenn ich sie damit bestimmen wollte. Entschließt sie sich sonst zur Heimkehr, gut, dann halte ich sie nicht, aber fortschicken? Nein und abermals nein!“

„Überlegen Sie sich's bis zum Abend,“ mahnte Herr Ewald, „vielleicht kommen Sie dann doch noch zu der Einsicht, daß Sie besser daran täten, meiner Weisung zu folgen. So, und jetzt will ich Sie nicht länger aufhalten.“

Draußen im Freien stand Marner eine Weile still und schaute sinnend in die aus den Fabrikfloten qualmenden Rauchwolken, dann machte er sich langsam auf den Weg nach seinem Häuschen. Hatte er voreilig gehandelt? Nein, er hatte ja gar nicht anders gekonnt, hatte nur getan, was sein Gefühl für Recht und Unrecht ihm zu tun gebot. Aber was würde Lina, seine Frau, zu der Entlassung sagen?

Frau Lina nahm die Eröffnung ihres Mannes erstaunlich ruhig hin; durch Fräulein Ewalds Eintritt in ihre bescheidene Häuslichkeit fühlte sie sich gewaltig geehrt und in der Wertschätzung der Nachbarn um etliche Stufen höher gestellt auf der sozialen Leiter. Dieser Triumph drängte etwa daneben auftauchende Bedenken und Sorgen vorläufig in den Hintergrund.

Marner hatte ausführlich und getreulich über den Verlauf seiner Unterredung mit dem Fabrikherrn berichtet, aber von dem Legat auch seiner Frau gegenüber keine Silbe verlauten lassen; der Verlust einer Zehntausend-Franken-Erbchaft wäre ihr doch wohl noch im Kopfe herumgegangen.

„In Onkels Haus kehre ich nicht zurück!“ erklärte Fräulein Ewald mit Entschiedenheit, „aber Ihre wegen, Herr Marner, muß ich eine andere Zufluchtsstätte suchen, bis Alexander und ich heiraten können.“

„Nein, nein, Fräulein Laura!“ protestierte Marner. „Sie bleiben bei uns! Um mich muß Ihnen nicht bange sein, ich finde schon wieder einen Platz.“

Damit war die Sache abgemacht.

Fünf Wochen später fand in aller Stille die Trauung des jungen Paares in Zürich statt, und dort nahm es auch seinen dauernden Wohnsitz.

Zwei Jahre gingen hin. Fritz Marner hatte da und dort vorübergehend Arbeit gefunden, nirgends aber eine feste Anstellung, so daß sich ihm schließlich die Überzeugung aufdrängte, er gehöre zum alten Eisen und Herr Ewald habe ihm, schon lange vor der Entlassung, eigentlich nur noch das Gnadenbrot gegeben.

Die Hauptstütze des Marnerischen Haushaltes war jetzt Frau Lina, die als geschickte Weißnäherin gerade genug verdiente, die allerbescheidensten Bedürfnisse zu befriedigen. Dann und wann hatte sie auch in Zürich fertige Arbeit abzuliefern und verabfümte dann nie, das Häßlerische Ehepaar zu besuchen, dem der Himmel nach Jahresfrist ein Söhnchen beschert hatte.

Von einer dieser Zürichfahrten heimgekommen, erzählte sie, Laura habe jüngst wieder einen herzigen Brief an den Onkel geschrieben, aber, wie früher

schon, gar keine Antwort erhalten. Jeder Annäherungs- und Ausöhnungsversuch sei bisher gescheitert. „Weißt du auch, Fritz,“ fuhr sie fort, „daß Herr Ewald krank ist? Schwer krank. Ich hab's vorhin beim Bäcker von Frau Müller gehört. Müllers Nefse arbeitet seit zwei Monaten in der Ewaldschen Fabrik, aber es gefällt ihm gar nicht dort, er will wieder fort. Der junge Dieter, das sei ein Tyrann, der schinde die Leute, auch der alte Herr müsse nach seiner Pfeife tanzen und —“

Sie wurde durch ein Klopfen an der Türe und den Eintritt des Postboten unterbrochen, der ein Paket und einen Brief abzugeben hatte.

Frau Lina machte sich mit dem Paket zu schaffen, und Marner öffnete den Brief. Er tat's mit zitternden Fingern; die Adresse zeigte die ihm wohlbelannte Handschrift Adolf Ewalds. Was hatte das zu bedeuten?

Das Couvert enthielt nur ein kurzes Billet: „Es würde mich freuen, Marner, wenn Ihr den noch wenig getragenen Überrock als Geschenk von mir annehmen wölltet; er wird Euch gut tun in diesem strengen Winter.“

Das war alles, kein weiteres Wort.

„Ha! So 'ne Gemeinheit!“ rief Frau Lina ganz entrüstet aus. „Fort hat er dich gesagt; zwei Jahre lang hat er sich nicht um dich gekümmert und jetzt will er dich noch verhöhnen, dich behandeln wie einen Bettler, dem man ein Almosen hinwirft. Pfui Teufel!“

Sie bündelte den ausgebreiteten Rock wieder zusammen und schickte sich an, ihn durch die offene Ofentüre in die Kohlenglut zu stoßen. Ihr Mann fiel ihr in den Arm. „Halt, Lina!“ Sie versuchte ihn zur Seite zu schieben. „Was?“ eiferte sie. „Du wirfst doch den Rock nicht anziehen wollen?“

„Nein, anziehen nicht, aber verbrannt soll er auch nicht werden; ich will ihn aufheben.“

Er nahm den Rock und trug ihn hinauf in die Bodenkammer.

Als er zurückkam und seine Frau anreden wollte, wandte die sich ab, etwas murmelnd von großen Herren, denen es ein Vergnügen sei, arme Arbeiter zu verhöhnen und zu beleidigen. Leider gäbe es auch, brummte sie weiter, traurige Tröpfe von Arbeitern, die sich das ruhig gefallen ließen.

Am nächsten Tage, einem Sonntage, lief Frau Lina viel in der Nachbarschaft herum, und wenn sie daheim war, schmolte sie. Am Montag Nachmittag plakzte sie mit der Meldung ins Haus, der alte Ewald sei vor ein paar Stunden an einem Herzschlage gestorben, eben habe sie's von Müllers erfahren.

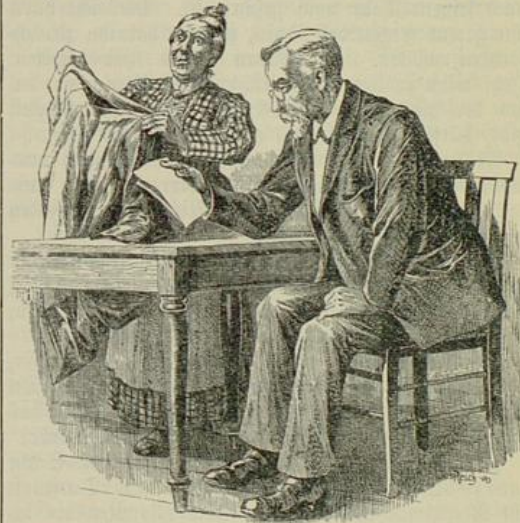
Marner war tief erschüttert, er hing, trotz allem, was zwischen ihnen vorgefallen, an seinem alten Herrn, mit dem er vor Jahren, als sie beide noch junge Burschen waren, wie mit einem Freunde und guten Kameraden verkehrt hatte. Daß Dolf, so hatte er ihn früher anreden dürfen, keine Kränkung beabsichtigt, davon war er überzeugt, aber wie seiner Frau das klar machen; die war, wie die meisten ihrer Art, schwer von etwas abzubringen, das sie

sich einmal in den Kopf gesetzt. Er ließ sie schwätzen und stieg in die Bodenkammer hinauf.

Dort fiel sein erster Blick auf den Stein des Anstoßes, den Überrock.

Er schrak zusammen. „Alter, lieber Dolf!“ sprach er vor sich hin.

Doch die Spannung mit Lina bedrückte ihn schwer. Nach Dolf's Beerdigung wollte er den Rock aus dem



„Jetzt will er dich noch verhöhnen, dich behandeln wie einen Bettler.“

Hause schaffen, ihn jemandem schenken; vorher nicht. Das versprach er, als er wieder herunterkam, seiner Frau.

Die gab darauf gar keine Antwort und rasselte weiter an der Nähmaschine.

Die Nadel brach.

„Natürlich!“ rief sie ärgerlich. „Gerade jetzt muß sie brechen, wo bloß noch wenige Stiche fehlen und ich gern fertig geworden wäre vor Dunkelwerden, um Öl zu sparen. Und der Kaffee auch noch nicht gemacht.“

„Ich will ihn machen,“ beeilte sich Marner zu sagen.

„Gut! aber dann schütte nicht zuviel Pulver ins Wasser, wir dürfen ihn nicht mehr so stark trinken, wie früher, wir müssen an allem abknapsen — Herrgott! ich wünschte, ich wäre tot!“ seufzte sie plötzlich ganz unvermittelt.

Marner trat an seine Frau heran und legte ihr die Hand auf die Schulter. Sie schaute zu ihm auf mit Tränen in den Augen. Er bückte sich und küßte sie auf den Scheitel. Die dunkle Wolke, die zwischen den beiden schwebte, fing an sich zu zerteilen.

Am folgenden Morgen, als Frau Lina ausgegangen war, ein paar Besorgungen zu machen, erhielt Marner einen Brief. Die Adresse hatte unverkennbar Herr Ewald geschrieben, er, der heute begraben werden sollte.

Marner setzte sich auf einen Stuhl am Fenster und starrte wie gebannt auf die bekannten Schriftzüge.

„Fritz!“

Er rührte sich nicht.

„Fritz!“

Ein derber Puff in den Rücken weckte ihn aus seinem Sinnen. Frau Lina stand neben ihm.

Er deutete auf den immer noch geschlossenen Brief. „So mach' ihn doch auf!“ drängte sie. „Kommt halt verspätet. Oder glaubst du, der Ewald habe nach seinem Tode noch geschrieben. Vielleicht hat's ihn gereut wegen des Nocks, und er hat ihn zurückfordern wollen. Zutrauen wär's ihm gewesen. Jetzt wird er ihn wohl nicht mehr brauchen; da, wo der hinkommt, wenn's eine ewige Gerechtigkeit gibt, dürft's eher zu heiß als zu kalt sein.“

Marner streifte die Sprecherin mit einem vorwurfsvollen Blick, riß das Couvert auf und entfalterte den Brief. Schon beim Lesen der ersten Zeilen suchte es in seinem Gesicht.

„Höre nur, Lina, was er schreibt,“ stammelte er mit vor innerer Erregung bebender Stimme: „Dir, Fritz Marner, schenke ich von den wenigen Freunden, die mir geliebt sind, das größte Vertrauen.“

„Hast du's gehört, Lina?“ unterbrach er sich. „Er, dem du nur Schlechtes zutraust, er redet mich mit Du an, wie vor langen, langen Jahren, er schenkt mir das größte Vertrauen — mir — mir, seinem Freunde!“

„Du hast Dich,“ las er weiter, „in der Sache meiner Nichte als Ehrenmann benommen. Du warst im Recht, ich im Unrecht. Seit Monaten bin ich leidend, seit Wochen schwer krank und fast immer ans Bett gefesselt. In den Gang der Geschäfte kann ich schon längst nicht mehr eingreifen, muß alles meinem Neffen überlassen. Der regiert in der Fabrik und im Hause. Ich bin zu schwach und hilflos, Widerstand zu leisten. Bald nach Lauras Verheiratung hat Max mich dazu bestimmt, ein Testament zu machen, in dem Laura so gut wie leer ausgeht. Den Dr. Keller, meinen alten Rechtsbeistand, hat er verdrängt und einen andern Advokaten zugezogen, der ihm gänzlich zu Willen ist. Eine Aussprache und Ausöhnung zwischen mir und Laura hat er zu hintertreiben gewußt. Sage Du, Fritz, meiner Nichte, daß ich mit Liebe ihrer gedenke. Ich hoffe, sie wird mir meine damalige Härte verzeihen und ohne Groll an den Onkel denken, wenn er aus dem Leben geschieden ist. Ich hatte gemeint, richtig zu handeln, aber ich habe geirrt und bin schwer dafür gestraft worden. In meinem Kopfe wirbelt's durcheinander, meine Kräfte schwinden, es geht rasch zu Ende mit mir, ich muß mich kurz fassen: „Hiermit erkläre ich also das am 5. Juni 1902 von mir unter Zwang unterzeichnete Testament für ungültig. Der Ausdruck meines wahren letzten Willens ist das Testament vom 11. April 1895, in dem meine Nichte Laura zur Haupterin eingesetzt ist und Du, Fritz Marner, mit einem Legat von zehntausend Franken bedacht bist. Dieses Testament hat Dr. Keller abgefaßt; Max und sein Advokat haben keine Kenntnis von dessen Vorhandensein. Gib diesen Brief und das Testament dem Dr. Keller, er soll

Ordnung schaffen, wenn ich gestorben bin. Solange ich noch lebe, will ich Ruhe haben. Diesen Brief habe ich heimlich schreiben können, er wird auf Umwegen in Deine Hände kommen; das waltete Gott.“

„So, und nun lebe wohl, alter Freund. Ich habe schlecht an Dir gehandelt, aber ich weiß, Du wirst's mir nicht nachtragen, wirst voll und ganz das Vertrauen rechtfertigen, das ich in Dich setze. Lebe wohl. Dein alter Dolf.“

Der Brief glitt Marner aus den Händen; tief aufseufzend ließ er den Kopf sinken.

„Aber das Testament, Fritz?“ fragte Frau Lina. „Wo ist das Testament?“

„Das Testament? — Ich — halt! — Der überrodt!“

Zusammen sprangen die beiden die Bodentreppe hinauf und in die Kammer.

Dort nahm Marner den Rock vom Nagel und durchsuchte alle Taschen. Sie waren leer. Hastig fuhr er mit den Händen über das Tuch und riß

plötzlich mit einem raschen Ruck das dicht wattierte Futter an der linken Seite auf. Ein mit zwei Siegeln verschlossenes Schriftstück fiel auf die Dielen.

Frau Lina hob es auf, Marner aber drückte den Rock an seine Brust und begrub das Gesicht in den Falten.

„Dolf! — Lieber, alter, treuer Dolf!“ schluchzte er. An die zehntausend Franken dachte er nicht in diesem Augenblick.



Marner begrub das Gesicht in den Falten des Rockes.

Schützet die Heimat!

Von Dr. D. Doering.

Es wird manch einer sein, der für unnütz hält, daß ich ihm ein solches Wort, wie in meiner Überschrift, eigens zurufe. Unter heutigen Verhältnissen, nach der Art unserer Staatsverfassung und aller sittlichen Anschauungen versteht sich's doch für jeden, der nicht ein ganz schlimmer Geselle ist, von selbst, daß er die Heimat zu schützen hat, und wer etwa keine besondere Lust dazu spüren sollte, dem wird sie schon beigebracht, wenn er zum Militär kommt. Wir haben ja oft kräftiglichst bewiesen, daß wir unsere Heimat zu schützen verstehen, und wenn es sein muß, werden wir es allen auch weiter zeigen, die uns ans Zell wollen, sie mögen von Osten oder Westen, zu Lande oder zur See anrücken, sie mögen rote Hosen, oder schottische Röckchen, oder Mützen von Schafspelz tragen.